

Vom „Weissen Reiter“ bis zum Göttinger Musen Almanach.

Das Schicksal der katholischen Lyrik zwischen 1918 und 1923 ist charakteristisch für die gleichzeitigen Wandlungen katholischer Literatur und Kunst überhaupt, ja des gesamten katholischen Geisteslebens im Deutschland jener leidvollen Jahre. Minderheiten, die von starken Mehrheiten anderer Weltanschauung umgeben und ihnen durch vielfach gleiche Daseinsbedingungen verwandt sind, können sich natürlich vom Einfluß der Mehrheitsweltanschauung nicht vollkommen frei halten. Es versteht sich also von selber, daß die katholischen Dichter, zumal die jungen, von der inneren Unsicherheit und dem hastigen Suchen nach neuen Formen mitergriffen wurden, als der Zusammenbruch unsrer politischen und wirtschaftlichen Macht so vielen unsrer nichtkatholischen Brüder allen seelischen Halt zu rauben schien. „Die katholische Literatur“, schreibt im „Literarischen Echo“ (15. Dezember 1922, 330 f.) Leo Weismantel, bekanntlich ein führender Vertreter der jungen Richtung, „heute gewiß nicht mehr ‚inferior‘, heute auf gleicher und in vielem auf überragender Ebene als (!) die ‚Literaturen‘ anderer Kulturkreise des gleichen deutschen Volkstums, ist gleichwohl verfangen in alle Schlageisen unsres Zeitelements, unsrer ganz allgemeinen geistigen Zerrahrenheit, unsrer ganz allgemeinen blutenden Sehnsucht, unsrer spießbürgerlichen Satttheit wie unsres glühendsten, bis in den Tod gehenden Opferwillens — ein fieberkrankes Kind im Arme der Mutter Kirche.“

Das Krankheitsbild mußte in der Lyrik, die ja am ersten persönliches Bekenntnis ist, besonders deutlich hervortreten. Der Feinsfühligkeit lyrischer Seelen wuchs die Neuheit der Ereignisse zu einer aller Erklärung spottenden Ungeheuerlichkeit empor, und das maßlose Erlebnis drängte nach einem Ausdruck, der ebenfalls kein Maß duldet und alle bisher gültigen Formgesetze durchbrach. Aber wie rasch wir leben, zeigte das schnelle Ermatten dieser übersteigerten Spannung. Nach kaum fünf Jahren haben sich die wildesten Wasser verlaufen, und die Arche der alten Kirche steht als Wiege einer neuen Menschheit auf dem Berge, den die Sehnsucht der edelsten Geister sucht. Und nun ist es Zeit, auf die stürmische Vergangenheit zurückzublicken.

Gut schildert Gustav Krecke¹ die seelische Verwirrung mancher jungen katholischen Dichter. „Ihre Werke“, sagt er, „wachsen unter einem unerhörten Gefühlsdruck, der das zu Gestaltende wie aus dunkeln Schächten jäh emporreibt und ihm nicht Raft und Raum läßt, um rund und ebenmäßig oder auch nur organisch wahr zu werden. Ihre Bilder bedrängen sich, stürzen übereinander, ineinander, als rase ein unerbittlicher Jäger hinter gehegtem Wild, als werfe ein Vulkan den Inhalt dieser Dichterseelen unberechenbar, grollend hoch, und als sei kein Halt und Stillstand der heißen Phantasie vor dem Sturme der Gefühle und Gesichte. Ihre Menschlichkeit ist bedroht, ihre Geister und Sinne sind in Aufregung und kreisen bohrend um Stoffe, die ihnen als Katholiken weniger dunkel sein sollten. Sie erscheinen dadurch schwankender, aufgerüttelter oder maßloser und ungesunder, als sie wohl innerlich sind. Sie dünken uns in

¹ Die bewegenden Kräfte der schönen Literatur. Fl. 8^o (38 S.) Freiburg 1922, Herder.

manchen Gedichten, in Roman- und Dramenstellen unsicher greifend, der dichterischen Freiheit ohne entsprechende katholische Bestimmtheit allzusehr überlassen. . . . Sie drängen sich ans Göttliche, werfen ihre problematische Erregung vor das Allerheiligste, reißen es mit gequälter Inbrunst und oft allzu menschlichem Zugriff an sich und scheinen anderseits doch wieder hinabgestürzt in schwüle Sinnenverstrickung, aus der dann wiederum riesengroße Visionen der Sehnsucht hinauffliegen an den Himmel“ (37 f.).

Tiefste Ursache der Verzerrung und Sprengung aller dichterischen Formen ist das vermeintliche Unvermögen, die neuen Erlebnisse in die hergebrachten katholischen Anschauungen einzuordnen. Im „Weißen Reiter“¹ sieht man das schon an einzelnen Beiträgen von Thrasolt, Weinrich und Max Fischer, in denen zuweilen auch ein Ton unruhiger Sinnlichkeit mitklingt. Am grellsten aber offenbart sich der Mangel religiöser Sicherheit bei Josef Windler. Die vom „Weißen Reiter“ glaubten, er baue mit ihnen an einer Erneuerung der Welt durch katholisches Christentum, obwohl doch die unbedingte Verurteilung des Krieges, die aus seinen bilderreichen Versen sprach, sie hätte nachdenklich machen sollen. Als dann das Buch erschien, aus dem die Verse genommen waren, schrieb der „Vorwärts“ in seiner „Bücherschau“ (1922, Nr. 191): „Dieses Werk ist ein einziges großes Hohngelächter gegen das, was man Gott zu nennen pflegt.“

Dabei unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß die Gruppe um den „Weißen Reiter“ ganz ehrlich und mit erfreulicher Begeisterung das wollte, wonach Novalis in seinem Aufsatz „Europa oder die Christenheit“ sich gesehnt hatte: die Rettung der Welt durch den christlichen Gedanken im Sinne der katholischen Kirche. Nur zeigte sich hier wie bei andern jungen Dichtern wieder, daß viele unsrer Gebildeten mit den Grundlinien und den überlieferten Lehrformen des katholischen Glaubens bei weitem nicht so vertraut sind, wie es geistige Führer sein sollten. Denn sonst hätten die durch neue Erlebnisse aufgewühlten Seelen nicht nur erkennen müssen, daß die Rätsel unsrer Zeit in vollem Einklang mit der Lehre gelöst werden können und müssen, die Christus für alle Zeiten verkündet hat, sondern sie hätten auch begriffen, daß die von den katholischen Philosophen und Theologen in jahrhundertelanger Arbeit gewonnenen Grundsätze die klaren Richtlinien zur Beantwortung all der Lebensfragen bieten, die Krieg und Revolution aufgeworfen haben. Der Katholik, den das Neue außer Fassung brachte, bewies damit eigentlich nur, daß ihm der Reichtum unsres alten Besitzes verborgen geblieben war, oder daß er das ruhige Urteil seines Verstandes allzu leicht durch die Stürme seines Herzens erschüttern ließ.

Daher ist es eine Verkenntung des sog. Intellektualismus, daß im „Weißen Reiter“ Wilhelm Germane „sämtliche Geistigen sämtlicher Länder“ anklagt, sie hätten „das Christentum ungeheuer geschändet“. Und Weismantel hätte im „Literarischen Echo“ (15. Dezember 1922, 329) seinen Tadel gegen eine streng wissenschaftliche Erfassung religiöser Seelenvorgänge besser unterdrückt. Es ist nie behauptet worden, religiöses Leben sei reiner Intellektualismus, es ist

¹ Der weiße Reiter. Das erste Sammelbuch. Herausgegeben von Karl Gabriel Pfeill. 4^o (112 S.) Düsseldorf 1920, Bagel.

gut, daß in den letzten Jahren die Gemütswerte der Religion sinniger gepflegt werden, aber es ist nicht richtig, daß wir uns um die intellektuelle Durchdringung der Religion in Zukunft weniger zu bekümmern hätten, als es bisher geschehen ist. Von katholischem Glauben und Leben wissen unsre katholischen Laien, auch unsre katholischen Akademiker, nicht zu viel, sondern zu wenig, wie die Erfahrung der praktischen Seelsorge immer von neuem beweist. Manches aufgeregte Gedicht voll Verzweiflung an Gott und Menschen, voll phantastischer Weltverbesserungspläne hätte ungeschrieben bleiben können, wenn unsre katholischen Dichter die Lehren und die Geschichte unsres Glaubens besser gekannt hätten.

Nur wo der künstlerischen Ergriffenheit die richtige Auffassung des katholischen Glaubens vorausgeht, kann eine katholische Dichtung entstehen, die auch außerhalb unsrer Kirche zu vollen Ehren kommt. Denn katholische Dichtung darf nicht, wie es in der „Kölnischen Zeitung“ (1922, 468 a, Literarische Beilage) Carneghi tut, „religiöser Dichtung schlechthin“ gegenübergestellt und von ihr unterschieden werden wie nationalistische Dichtung von nationaler, wie sozialistische von sozialer, wie eine erd- und zeitgebundene Tendenz von ewigen Menschheitswerten. Der Katholik weiß im Gegenteil, daß gerade die katholische Lebensanschauung das allgemein Menschliche richtiger erfäßt als jede andere, weil sie auf der Offenbarung Gottes, des tiefsten Kenners der Menschennatur, beruht. Es kommt nur darauf an, daß der Dichter die katholische Lehre in strahlend lebensvollen Gestalten verkörpere. Im selben Maße, wie das gelingt, wird sich die Hoffnung Herwigs¹ verwirklichen, „daß dem katholischen Element eine besondere und ausschlaggebende Rolle in der deutschen Literatur bevorsteht“, ja, „daß die deutsche Literatur von ihm geradezu bestimmt werden wird“ (22).

Täuschten sich also die jungen Dichter, wenn sie glaubten, die überlieferten katholischen Gedanken könnten den neuen Ereignissen nicht gerecht werden, so irrten sie nicht minder, wenn sie die bisherige Darstellungsweise für so unzulänglich hielten, daß der „Weiße Reiter“ in Bausch und Bogen von „süßlichen, glatten Formen einer Kunst aus dritter, vierter Hand“ sprach (110). Was sich mit alten Gedanken erfassen ließ, das ließ sich auch mit alten Formen ausdrücken, jedenfalls schöner, als es mit den neuen Formen einstweilen gelungen ist. Gewiß begegnet einem hier und da in den Werken unsrer Jüngsten ein Zug, der einen erfreut, ja ergreift. Aber zu viele der neuen Stillosigkeiten wecken leider die Vermutung, die deutschen Dichter der letzten Jahre gelüste nach dem Ruhme, den der Berliner Philosoph Friedrich Paulsen den deutschen Denkern zuerkannte, als er schrieb: „Wenn Abwesenheit des gesunden Menschenverstandes allein die Philosophie machte, dann wäre Deutschland das an Philosophen reichste unter allen Ländern“ (Die Zukunftsaufgaben der Philosophie. In Hinnebergs Kultur der Gegenwart, Teil I, Abteilung VI, [Berlin 1907] 422).

Selbst die bedeutendsten lyrischen Schöpfungen der neuen Art scheinen nicht bloß den Philistern, sondern oft auch geistesverwandten Leuten vom Bau

¹ Die Zukunft des katholischen Elementes in der deutschen Literatur. Kl. 8^o (26 S.) Freiburg 1922, Herder.

unverständlich und verstiegen. Max Fischer sagt z. B. im „Literarischen Echo“ (15. Juni 1921, 1113) über Konrad Weiß¹, seinen Genossen vom „Weißen Reiter“: „Diese Gedichte sind so spröde und verschlossen, so unmusikalisch und sinndunkel, daß man sich immer wieder bei ihrer Lektüre zurückgeworfen fühlt in die Leere des Nichtverstehens.“ Mir ist die in fünfhundert Exemplaren kostbar gedruckte „Cumäische Sibylle“ nichts als eine Summe von Bildfetzen, aus denen nur hier und da ein Stück Sinn aufleuchtet, und darum ein künstlerisch unerfreulicher Spiegel einer verwirrten Seele. Die ähnlich anspruchsvolle Sammlung von Weinrich² ist hymnischer Jubel, der sich in gewaltsamen Symbolen toll überschlägt, maßlose Rhetorik einer gestaltungsmächtigen Phantasie. Auch der gefeierte Reinhard Johannes Sorge³, der 1912, kurz bevor er katholisch wurde, sein eindrucksvolles Gericht über Zarathustra hielt, bringt es nicht zum klaren Ausdruck seiner Erregung über den Lasterer Gottes und des Heilandes. Das ist um so mehr zu bedauern, als ein Gerichtsurteil, dessen Begründung nur unvollkommen verstanden wird, eben deshalb an Wirkung einbüßt.

Es nützt nichts, daß man sagt, ein ungebändigtes Gefühl verlange auch einen ungebändigten Ausdruck, wenn anders der Ausdruck wahr sein solle. Darauf ist zu antworten, daß reines ästhetisches Wohlgefallen, also die den Wert eines Kunstwerks bestimmende Wirkung, nur entsteht, wenn alle Teile des Ganzen sichtbar zur Einheit streben. Dazu aber müssen sie in sich und in ihrem Zusammenhang verständlich sein. Wortkunst ist ihrer Natur nach zu genauerem Ausdruck des Gedankens berufen als irgend eine andere Kunst. Sie verleugnet ihre innerste Eigenart, wenn sie durch Unverständlichkeit das Wesen der Dinge verhüllt, wo sie es anschaulich machen sollte.

Vergebens beruft man sich auf die Gotik, deren Meister ebenfalls frei von hergebrachten Gesezen einen Ausdruck ihres Seelenlebens geschaffen hätten. Auch ein so sachverständiger Kritiker wie Herwig schließt sich dieser Meinung an (Die Zukunft des katholischen Elements in der deutschen Literatur 6 f.). Der echte gotische Mensch des Mittelalters sei nur durch seine religiöse Bindung vor dem ekstatischen Schwanken der heutigen Expressionisten bewahrt geblieben. Aber daß der Expressionismus die klassische Form zerbrochen habe und nach unbekümmertem Ausdruck innerer Vorgänge strebe, sei wesentlich gotisch, sei ein vielleicht unbewußtes Bekenntnis zum deutschen Ausdrucksideal im Gegensatz zum klassischen Formideal.

Ich kann dem nicht zustimmen, weil die Geschichte der gotischen Baukunst unwiderleglich nachweist, daß es damals zunächst überhaupt nicht um seelischen Ausdruck, sondern um die Überwindung des ungeheuren Druckes der romanischen Gewölbe ging, also um eine rein statische Angelegenheit. Als diese Aufgabe durch die geniale Verbindung von Strebebögen, Spitzbögen und Kreuzrippe gelöst war, ergaben sich allerdings Konstruktionsmöglichkeiten von früher nie geahnter Freiheit, und die weitere Entwicklung des neuen Stiles eröffnete der schöpferischen Phantasie ein unermessliches Feld. Aber ganz im

¹ Die cumäische Sibylle. Mit Steinzeichnungen von Karl Caspar. 4^o (104 S.) München 1921, Georg Müller.

² Mit Dir ertanze ich den nächsten Stern. 4^o (64 S.) München 1921, Patmos-Verlag.

³ Gericht über Zarathustra. Vision. 8^o (48 S.) München 1921, Kösel & Pustet.

Gegensatz zum heutigen Expressionismus ward alles, was gestaltet wurde, nach feststehenden Stilgesetzen gestaltet, und die zu wählenden Formen wurden von diesen Voraussetzungen aus oft geradezu mühsam errechnet. Den Stilregeln der Baukunst paßten sich dann die andern Künste der Gotik an, und im besondern blieb die Dichtung der gotischen Jahrhunderte von der Gesetzmäßigkeit des Expressionismus weit entfernt.

Und wie die Gotik keine Ausdruckskunst ohne überlieferte Formgesetze war, so war die Antike keine Formkunst ohne Drang nach Ausdruck. Oder spricht nicht auch aus den Formen der Chorgesänge und Monologe des Sophokles, der prickelnden Dialoge des Euripides, der Gedankendichtung Platons aller Reichtum und alle Armut ihrer Seelen? Wahr ist nur, daß in der Gotik mehr das Ausdrucksbedürfnis, in der Antike und in der Renaissance mehr das Formgesetz hervortritt. Auf beiden Wegen sind Deutsche wie Welsche zu einer lebensfähigen Kunst gelangt, während der Expressionismus, sobald er seine Forderung der Preisgabe aller Formgesetze zu Gunsten eines fessellosen Ausdrucks folgerichtig durchführt, jede Kunst ertötet.

Was die Werke der Expressionisten immerhin noch vom Abgrund völliger Formlosigkeit trennt, erinnert weit eher an eine ganz ungotische Kultur. Das Barock hat alle festen Linien durchbrochen und nicht so sehr einen äußern Vorwurf zu gestalten als vielmehr dem leidenschaftlich bewegten Innern des Menschen unter rücksichtsloser Verachtung überlieferter Regeln Ausdruck zu geben versucht. Die dadurch geweckte Freude an willkürlicher Herrschaft über die Formelemente verlangte dann bekanntlich sehr bald statt des natürlichen Gefühlsausdrucks den ungewöhnlichen und verzichtete schließlich auf echtes Gefühl, um sich am schwülstigen Ausdruck zu berauschen.

Die Geschichte der europäischen Literatur jener Zeit hätte unsre Expressionisten über Wert und Schicksal ihrer vermeintlich neuen Kunst im voraus belehren können. Gewiß hat sich weder der pedantische John Lyly noch der steife Salon der französischen Präziosen noch Marino noch Góngora noch unsre Schlesische Schule zu der ungeheuerlichen Außergewöhnlichkeit der Form verstiegen, die viele unsrer jüngsten Dichter lieben. Aber das Wort, mit dem De Sanctis die Schreibweise der Marinisten kennzeichnet, paßt wörtlich auf unsre Expressionisten: „die ungewöhnlichste Art im Ausdruck der allereinfachsten Dinge“ (*Storia della letteratura italiana* 20, Neapel 1912, 215).

Die Dichter des Barocks bekannten ganz ungeschweht, daß verblüffende Neuheit des Ausdrucks ihr bewußtes Ziel sei. Wer das nicht erreichen könne, sagte Marino, solle lieber Pferde pugen als dichten. Unsre Jüngsten meinen dagegen, der neue Ausdruck erwachse organisch aus dem neuen Erlebnis. Oft ist es so; allzu oft aber wirken ihre Verse wie hohlster Marinismus. Und die expressionistische Gabe der Unverständlichkeit besaßen jene Alten ebenfalls. In Spanien war *culteranismo*, wie der „gebildete“ Stil genannt wurde, und Dunkelheit ein und dasselbe. Als Bischof Camus von Belley, der Freund des hl. Franz von Sales, in Madrid Lope de Vega nach dem Sinn eines seiner Sonette fragte, das im Stile Góngoras geschrieben war, antwortete ihm der große Spanier, dieses Sonett verstehe er selber nicht. Manche unsrer heutigen Expressionisten würden sich von Lope de Vega vielleicht nur dadurch unter-

scheiden, daß sie auf eine ähnliche Frage antworten mußten, sie hätten einen Sinn überhaupt nicht beabsichtigt.

„Lassen wir die großen Worte“, sagt in einer oft ansprechenden, aber durchaus nicht immer verständlichen Sammlung¹ Christoph Glaskamp zu Konrad Weiß. In der Tat, die jungen Dichter haben von der Ungeheuerlichkeit ihrer Erlebnisse zu viel gesprochen, statt sich still bewußt zu bleiben, daß ihr seelisches Durcheinander doch für die Öffentlichkeit, der sie es gedruckt vorlegten, von geringer Bedeutung sei, solange sie nicht imstande waren, aus dem Chaos eine neue Welt zu schaffen. Um von diesem krankhaft gewordenen Individualismus zu genesen, muß die Kunst wieder mehr Anschluß an das weltliche und kirchliche Leben der Gesamtheit suchen, wie das Katann² in seiner lesenswerten Schrift weiter ausführt. Die von Jakubczyński herausgegebene Sammlung³ liefert für die religiöse Dichtung den Anschauungsbeweis, daß die Berührung mit den liturgischen Gedanken des Kirchenjahrs, die das geistliche Lied im Mittelalter und noch in der Reformationszeit bewahrt hat, gegenüber dem Subjektivismus mancher Jesuslieder der Neuzeit ein hoher künstlerischer Vorzug ist.

Erfreulicherweise haben die Verstiegenheiten der Expressionisten weder so bedeutende Dichter in ihren Laumel gezogen noch eine so lange Lebensdauer gehabt wie der Schwulst des 17. Jahrhunderts. In diesen Blättern (101 [1921] 319) ist darauf hingewiesen worden, daß der Expressionismus von Wissenden schon vor drei Jahren totgesagt wurde.

Auf katholischer Seite offenbart sich die Rückkehr zu reineren Formen beispielsweise in den eigenwilligen Sonetten, die Oberkofler⁴ 1918 gedichtet und 1921 herausgegeben hat. Immerhin sind sie oft gewaltsam in Pathos und Sprache. Ebenso hält sich der gefühlstarke Arbeiterdichter Karl Maertin⁵, dessen frisch zupackende Art alle Farben von der Romantik bis zur Gegenwart spiegelt, im allgemeinen von den Torheiten der Jüngsten frei. Daselbe Verdienst hat die ernste und oft überwältigend schöne Sammlung von Gedichten, die Peter Bauer⁶ jungen und alten Eheleuten als Weggeleite anbietet. Thrasolt's Legenden⁷ führen vollends in die alte Zeit, nur daß Gedankenfügung und Wortklang dieser für heutige Leser oft mißverständlichen Geschichten von meist schlechten Mönchen und Nonnen eine in gutem Sinne moderne Bewegung haben. Seine Gedächtnislieder⁸ sind schlichte Erinnerungen an die Stimmung

¹ Im Jubel des geschlossenen Rings. Gedichte von Joseph Feiten, Christoph Glaskamp, Richard Knies, Ilse von Stach, Konrad Weiß. Herausgegeben von Werner E. Thormann. 4^o (VIII u. 96 S.) Mainz 1920, Matthias-Grünwald-Verlag.

² Dichtung und Leben. Gedanken zur Erneuerung der Literatur. kl. 8^o (32 S.) Innsbruck 1923, Tyrolia.

³ Denk Jesu nach! Ausgewählte deutsche Christusgedichte aus allen Jahrhunderten. Mit einer literarhistorischen Einleitung. kl. 8^o (XIV u. 376 S.) Freiburg 1920, Herder.

⁴ Gebeln aller Dinge. 8^o (VIII u. 90 S.) München 1921, Kösel & Pustet.

⁵ Opfere! Gedichte. Geleitwort von Julius Hart. kl. 8^o (80 S.) Berlin 1922, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

⁶ Die Weggetreuen. Ehegedichte aus deutscher Lyrik der Vergangenheit und Gegenwart. kl. 8^o (X u. 220 S.) Freiburg 1922, Herder.

⁷ Mönche und Nonnen. Legenden. 8^o (64 S.) Leipzig 1922, Vier-Quellen-Verlag.

⁸ In memoriam. Totengedächtnislieder. 8^o (96 S.) Leipzig 1922, Vier-Quellen-Verlag.

der Kriegszeit mit ihrem großen Sterben. Er sieht weder das Leuchten der Kraft und des Ruhmes noch den Schatten der Schuld auf den Stirnen der Kriegsoffer, er sieht fast nur das Leid, das durch sie in eine deutsche Bauernfamilie kommt, und spricht davon mit kunstvoller Einfachheit.

Am stärksten aber überrascht die ungescheute Rückkehr zur alten Weise im Göttinger Musenalmanach¹. Seine zwölf Dichter aus den Semestern von 1914 bis 1922 und im Alter von 22 bis 45 Jahren zeigen nur noch vereinzelte Spuren der Zeitkrankheiten: hier und da Dunkelheit des Ausdrucks, schwankende Weltanschauung, mangelhaft beherrschte Sinnlichkeit. Im allgemeinen weht durch das Buch ein starker Ernst, ein Streben nach künstlerischem Maß und nach echten Lebenswerten. Und was vor allem bemerkenswert ist, der Herausgeber versichert in seinem Vorwort, daß die vielen hundert nicht aufgenommenen Einsender in vielen tausend Gedichten sich ähnlich geben. Überall zeige sich ein „leidenschaftliches Deutschbewußtsein“ neben begreiflicher „Trauer über die staatlichen Verhältnisse der Gegenwart“, eine „Freude an strengen Formen“, eine „lebenbejahende Stimmung“ und eine starke Abkehr von dem bei Studenten früher häufigen „Bedichten der Empfindungen von Arbeitern, Kranken, Dirnen, Verbrechern, von wirtschaftlich, körperlich oder sittlich Unglücklichen“. Am klarsten trete „die starke Glaubensbewegung der Jugend“ hervor. Darüber sagt Münchhausen wörtlich: „Vor zwanzig Jahren schickten kaum die katholischen Konviktuale so inbrünstige Glaubenslieder wie dies Jahr die Farbstudenten! Heinesche Spöttelei, die früher gang und gäbe war, ist völlig erloschen. Bedeutsam scheint mir auch eine gewisse Abkehr von Wittenberg und Hinneigung nach Rom. Bei einigen der Herren, die ich aus ihren Liedern unbedingt für katholisch hielt, belehrte mich erst der Briefwechsel über ihr Lutherum.“ (6.) Nach dem Gesamteindruck sei diese Jugend „in ihrer Mehrheit leidenschaftlich deutsch, zum Gottesglauben geneigt, ausgesprochen romantisch und von einer gelegentlich bis zur Verständnislosigkeit gehenden Ablehnung neuzeitlicher Experimentierkunst“.

Münchhausen fürchtet, seine öffentlich bekannte literarische Richtung habe dichtende Studenten jüngsten Stiles vielleicht abgeschreckt, ihre Werke einzusenden. Das mag sein. Immerhin ist die Zahl der Einsender so groß, daß sie das Vorhandensein einer starken Gegnerschaft unsrer jungen Akademiker gegen die literarischen Abenteuer der letzten Jahre beweist. Hier sind unsre Studenten in die vorderste Reihe derer getreten, die an der Gesundung deutschen Geisteslebens arbeiten wollen. Der katholische Priester Dr. Wilhelm Kahle steht nicht wie ein Sängler allzu fremder Töne unter den Mitarbeitern des Musenalmanachs. Ihre Seelen spüren die mächtige Welle, die durch Europa flutet. „Im Glauben“, sagt Münchhausen, „stehen wir augenblicklich wieder einmal so, daß die Gebildeten in allen Ländern längst die Hohlheit des Aufklärichts erkannt haben, während die Ungebildeten wie jener Bartscher zur Zeit des französischen Umsturzes sagen: „Ich bin zwar nur ein einfacher Mann, mein Herr, aber ich habe ebensogut meinen Unglauben wie die feinsten Herrschaften.““ (7.)

¹ Göttinger Musenalmanach. Herausgegeben von Börries Freiherr v. Münchhausen. 80 (244 S.) Göttingen 1922, Hochschul-Verlag.

Heute sehen wir führende Männer aller Richtungen auf den Straßen nach Rom, die sie früher selbstbewußt oder ängstlich mieden: bei uns Hermann Bahr, in Italien Giovanni Papini, in England Gilbert Keith Chesterton, in Holland Frederik van Eeden, in Frankreich eine ganze Schar. Wenn unsre jungen katholischen Dichter diese Zeichen der Zeit verstehen, werden sie bedauern, jemals im Banne des expressionistischen Aberglaubens befangen gewesen zu sein. Und manche werden ihre Schuld und ihre Buße aus den Worten lesen, mit denen Wilhelm Kahle sein Lebensbekenntnis schließt: „Ich glaube, im ‚untergehenden Abendland‘ sündigte man durch zu viele Worte. Wir Jungen aber, die wir sühnen, opfern und leiden müssen, werden durch eine heroische ‚Schweigezeit‘ gehen, von der R. J. Sorge im ‚Guntvar‘ spricht: ‚Schweigende Schar vor dem Herrn, ja, eine Schar, die sich bereitet. Siehe, sie sieht mein Auge! Das Halleluja möchte ich anstimmen, das Halleluja bändige ich in mir, noch ist die Schweigenszeit.“ (104.)

Jakob Overmans S. J.